



Christine Lang, Andreas Pott, Jens Schneider

ERFOLG NICHT VORGESEHEN

Sozialer Aufstieg
in der Einwanderungsgesellschaft –
und was ihn so schwer macht

WAXMANN

Christine Lang, Andreas Pott, Jens Schneider

Erfolg nicht vorgesehen

Sozialer Aufstieg in der Einwanderungsgesellschaft –
und was ihn so schwer macht



Waxmann 2018
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Print-ISBN 978-3-8309-3516-2

E-Book-ISBN 978-3-8309-8516-7

2., aktualisierte und gekürzte Auflage, 1. Auflage erschienen
unter dem Titel: Unwahrscheinlich erfolgreich. Wie gelingt sozialer
Aufstieg in der Migrationsgesellschaft?

© Waxmann Verlag GmbH, 2018

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Fotografien im Innenteil: vor Kapitel 1, 6 und 9 © Christine Lang,
vor Kapitel 2, 4, 5, 7 und 8 © Jens Schneider

Druck: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

1	Einleitung.....	7
2	Die »Pathways to Success«-Studie.....	13
	Begrifflichkeiten	14
	Die erfolgreiche zweite Generation in der Forschung.....	16
	Der Einfluss von lokalen und sozialen Kontexten.....	18
	Die Studie	19
	Feldforschung und Material	22
	Die Problematik des Begriffs »Erfolg«	26
	Die Interviews.....	27
3	Kindheit, Jugend und Familie	29
	Kindheitsorte	31
	Das Verhältnis zu den Eltern	37
	Kontakte und Freundschaften zu »Deutschen«.....	43
	Sport	44
4	Schule.....	47
	Kindergarten und Grundschule: der Einstieg ins Bildungssystem.....	51
	Schulempfehlung und Übergang in die weiterführende Schule	58
	Die weiterführende Schule	62
	Diskriminierung	67
5	Studium und andere Wege.....	73
	Lehramt.....	75
	Jura.....	78
	Wirtschaft	80
	Verwaltung	82
	Das Studium als biographische und soziale Erfahrung.....	83
6	Übergang in den Beruf.....	95
	Juristische Berufe	97
	Lehramt.....	105
	Unternehmen und Selbstständigkeit.....	113
	Öffentliche Verwaltung.....	121

7	Etablieren im Beruf	125
	Aufstiegsbedingte Herausforderungen	126
	Die Rolle des türkischen Hintergrunds	129
	Diskriminierungserfahrungen	133
8	Eine neue deutsche Mittelschicht	141
	Zugehörigkeiten	142
	Grenzüberschreitungen	144
	Habitus und Identität	145
	Fallbeispiel 1: Distanzierung von der Herkunft	148
	Fallbeispiel 2: Betonung der »ethnischen Unterschiede«	150
	Fallbeispiel 3: Sowohl-als-auch oder Weder-noch?	154
	Türkisch? Deutsch?	158
9	Schlussfolgerungen	163
	Unwahrscheinlich erfolgreich	164
	Die Bedeutung des Kontextes und regionaler Unterschiede	165
	Veränderung der (Stadt-)Gesellschaft	166
	Akteure des Wandels: Wer ist fit für die Migrationsgesellschaft?	168
	Literatur	171
	Danksagung	178
	Die AutorInnen	179



1 Einleitung

Europa wandelt und pluralisiert sich. Kontinuierlich wandern Menschen ein und aus. In vielen Ländern, Regionen und Städten übertreffen die jährlichen Zuwanderungen die Zahl der Abwanderungen. Neben dieser internationalen Wanderungsdynamik sehen wir aber auch eine deutliche ›generationale Sedimentierung‹: Eine stark zunehmende Zahl der im Land geborenen und aufgewachsenen, also hier *einheimischen* Personen sind Nachkommen von Eltern oder Großeltern, die eingewandert sind (vgl. Oltmer 2015). Sichtbar wird diese Pluralisierung des Einheimisch-Seins insbesondere in den Städten an den Anteilen derjenigen, die einen so genannten ›Migrationshintergrund‹ haben.¹ Damit einher geht ein Anstieg der ethnischen, sprachlichen und religiösen Diversität. Schulklassen, in denen mehr als die Hälfte der Kinder aus Einwandererfamilien kommt, sind längst keine Seltenheit mehr. Städte und Stadtteile, die mehrheitlich aus Minderheiten bestehen, findet man nicht mehr nur in ›klassischen‹ Einwanderungsländern wie den USA, sondern in zunehmender Anzahl auch in Europa (z.B. London, Amsterdam oder Brüssel) und auch deutsche Städte wie Frankfurt am Main oder Offenbach gehören bereits dazu.

Zugleich sagt die Kategorisierung ›Migrationshintergrund‹ immer weniger aus, wenn sie z.B. auf weit mehr als die Hälfte der Kinder und Jugendlichen in einem Stadtteil zutrifft. In Kindergärten und Schulen treffen wir heute bereits auf die Enkel, teilweise sogar die Urenkel von Einwanderern.² Dies gilt in Deutschland insbesondere für diejenigen Bevölkerungsgruppen, die im Zuge der sogenannten ›Gastarbeiter‹-Migration gekommen sind. Im Unterschied zu den Kindern aus syrischen oder afghanischen Flüchtlingsfamilien neben ihnen brauchen die Enkel und Urenkel keine Sprachkurse im Deutschen und ihre Eltern haben häufig den Bildungs- und sozialen Hintergrund *ihrer* Eltern weit hinter sich gelassen. Das *kann* auch bedeuten, dass für die Betroffenen der ethnisch-kulturelle Hintergrund der Familie kaum noch eine Rolle spielt. Gleichzeitig wissen wir aus erfahreneren Einwanderungsländern wie den USA, Kanada oder Australien, dass es in der zweiten und dritten Generation nicht unwahrscheinlich ist, die Zugehörigkeit zu einer

1 Der Begriff ›Migrationshintergrund‹ wurde in die Bevölkerungsstatistik eingeführt, um das Phänomen Zuwanderung nach Deutschland nicht mehr nur anhand der Staatsangehörigkeit, also der Gegenüberstellung von ›Ausländern‹ und ›Deutschen‹ beobachten und analysieren zu können. In der internationalen Migrationsforschung wird hier zwischen der ›ersten Generation‹ – den Migrantinnen selbst – und den direkten Nachkommen, also der ›zweiten Generation‹, unterschieden. Für die ›zweite Generation‹ gilt in der Regel die Geburt im Einwanderungsland oder zumindest der vollständige Besuch des Schulsystems als Definitionsmerkmal. Mit den Eltern migrierte Kinder im Jugendalter gelten dementsprechend als ›anderthalbte Generation‹ und die Kinder der zweiten als die ›dritte Generation‹ (vgl. Crul & Vermeulen 2003; Thomson & Crul 2007; Crul & Mollenkopf 2012: 3-20).

2 Im Sinne einer gendergerechten Sprache haben wir bei allen generalisierenden Pluralformen abwechselnd die männliche und weibliche Form verwendet – gemeint sind in der Regel beide Geschlechter.

bestimmten ›ethnischen Community‹³ fortzuführen, ohne dass dies dem Gefühl der Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man groß geworden ist, entgegensteht.

Innerhalb der ›ethnischen Communities‹ nimmt zudem die soziale Differenzierung zu. So finden sich Kinder von Arbeitsmigrantinnen heute in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft – in der Wirtschaft, im Kultur- und Medienbereich, im Sport, in der Erziehung und Bildung, der Wissenschaft oder der Politik – und zunehmend auch in Führungspositionen. Ihre mehr oder weniger sichtbaren Erfolge verdanken sich in den meisten Fällen bemerkenswerten *sozialen Aufstiegsprozessen*. Auch dies wird am Beispiel der Nachkommen der ›Gastarbeiter‹, die in den Nachkriegsjahrzehnten nach Deutschland kamen, sehr deutlich. Während die Eltern oft nur wenige Jahre die Schule besucht und in Deutschland ihr Leben lang einfache Arbeitertätigkeiten ausgeübt haben, erreichen immer mehr ihrer Kinder akademische Bildungsabschlüsse und berufliche Positionen, die mit gutem Verdienst und Führungsverantwortung einhergehen. Auch die Herausbildung einer neuen Mittelschicht und neuer Eliten mit familiärer Migrationsgeschichte ist Ausdruck einer sehr steilen sozialen Mobilität. Bemerkenswert sind die Karrieren und ›Erfolgsgeschichten‹ der Kinder der Eingewanderten auch deshalb, weil sie *gegen* die vielfältigen Widerstände und Barrieren erfolgt sind, die die Bildungs- und Arbeitsbedingungen von Migrantinnen und ihren Nachkommen bis heute prägen.

Gängige Statistiken und auch die gesellschaftlichen Diskurse differenzieren gerne nach den verschiedenen ›Migrationshintergründen‹. Dies wirft nicht selten die Frage nach möglichen ethno-kulturellen und sozialen Gründen für die Unterschiede in den erreichten Bildungsabschlüssen und im Zugang zum Arbeitsmarkt auf, z.B. im Hinblick auf die vermutete ›Bildungsferne‹ bestimmter Einwanderergruppen. Die Unterschiede bestehen aber nicht nur zwischen Migrantengruppen, sondern auch zwischen verschiedenen nationalen und lokalen ›Einwanderungskontexten‹: Sie reichen von Unterschieden in der Offenheit gegenüber Migration und ihren Folgen im politischen und öffentlichen Diskurs über die Bildungspolitiken und die jeweilige Schulstruktur bis zu den regionalen Arbeitsmärkten: Bei sehr ähnlichen familiären Ausgangsvoraussetzungen – z.B. mit Bezug auf Herkunftsregion, Bildungsniveau, berufliche Tätigkeit und Einkommen der Eltern – sind die Nachkommen der Arbeitsmigranten in Berlin oder Stockholm, in Paris oder Amsterdam, im Ruhrgebiet oder in Wien teilweise ganz unterschiedlich erfolgreich. Das

3 Der Begriff ›ethnisch‹ wird in diesem Buch weitgehend in Anführungszeichen gesetzt, weil er eine Zuschreibung enthält, die für sehr viele Personen, die damit gemeint sind, nicht zutrifft oder die sie für sich selbst nicht verwenden würden. Wir hoffen, dass die Anführungszeichen zumindest den Effekt haben, dass das Auge beim Lesen darüber ›stolpert‹ und die Selbstverständlichkeit in der Verwendung in Frage gestellt wird. Das gilt auch für die Verwendung des Begriffs ›deutsch‹ als Zugehörigkeitskategorie, da hier die nationale Zugehörigkeit und der ›ethnische‹ Hintergrund, nämlich keinen erkennbaren ›Migrationshintergrund‹ zu haben, diskursiv sehr eng verbunden sind. Fast alle unsere türkeistämmigen Befragten sind aber Deutsche, und das durchaus nicht nur im Sinne der Staatsangehörigkeit. Auch hier verstehen wir die Anführungszeichen als eine Aufforderung an die Leserinnen, sich ggf. zu fragen, worauf sich der Begriff im jeweiligen Kontext genau bezieht.

gilt insbesondere für soziale Aufstiege über Bildung. Aber auch hinsichtlich anderer Aspekte, z.B. beim Zugang zum Arbeitsmarkt oder beim Gefühl der Zugehörigkeit zum Einwanderungsland, finden wir innerhalb derselben Herkunftsgruppen bemerkenswerte und erklärungsbedürftige Unterschiede zwischen Ländern und Städten.⁴ Sie zeigen, dass die lokalen Bedingungen einen wichtigen strukturellen Kontext für die soziale Mobilität der Einwandererkinder und -enkel darstellen. Soziale Aufstiege – und Integration allgemein – finden im Alltag stets unter konkreten Bedingungen »vor Ort« statt (Bommes 2011).

Der Blick auf Erfolge im Kontext von Migration und Integration ist ungewohnt. Die dominanten Debatten in Politik, Medienöffentlichkeit und Wissenschaft in Deutschland und Europa betrachten oft einseitig die mit Migration verbundenen *Schwierigkeiten*, während die mit Migration verbundenen Potenziale eher abstrakt bleiben. Auch das in den letzten Jahren gewachsene politische Interesse an den ökonomischen Vorteilen der Fachkräfte-Migration und die zunehmenden Bestrebungen, eine ›Willkommenskultur‹ zu etablieren, haben an der grundsätzlichen *Problem*-Orientierung nur wenig geändert. Die Gruppe der in Deutschland geborenen und aufgewachsenen *erfolgreichen* Kinder von Eingewanderten geht in der aktuellen Debatte immer noch nahezu vollständig unter. Sie gelten als ›untypisch‹ – obwohl de facto eine deutliche Mehrheit einen qualifizierenden Schulabschluss erreicht und eine Berufsausbildung oder ein Studium anschließt.⁵

Als publizistisches Thema sind die Erfolge und die Veränderungen durch das Heranwachsen der zweiten Generation durchaus entdeckt worden, oft von Autorinnen, die selbst aus eingewanderten Familien stammen.⁶ Und dennoch: Im Hinblick auf die im Land geborenen und aufgewachsenen Kinder von Eingewanderten wissen wir viel mehr über das Scheitern im Bildungssystem oder beim Übergang in den Arbeitsmarkt als über die Bedingungen von Erfolg und Aufstieg. Dabei deuten die wenigen vorhandenen und aussagefähigen Daten über Bildungskarrieren und berufliche Verläufe in der zweiten Generation tatsächlich auf eine enorme soziale Mobilität gegenüber der Elterngeneration hin (siehe dazu ausführlich Kapitel 1).

In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Gruppe der Kinder aus Einwandererfamilien, die gut ausgebildet sind und alle Voraussetzungen mitbringen, um gesellschaftliche Schlüsselpositionen einzunehmen, stark gewachsen. Für tiefer gehende und vergleichende Analysen zu den Wegen, die durch das Bildungssystem und dann in den Beruf und zu höherem Einkommen führen, fehlen jedoch geeignete Daten. Die tatsächliche Dimension des sozialen Aufstiegs der Nachkommen – im Vergleich zur Generation der eingewanderten Eltern und auch im Vergleich mit Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund – ist weitgehend unbekannt.

4 Vgl. Beckers 2010; Crul & Schneider 2009, 2010; Eve 2010; Wilmes u.a. 2011.

5 SVR 2010; Wilmes u.a. 2011.

6 Siehe z.B. Tuschick 2000; Acevit & Bingöl 2005; Kiyak 2007; Arian & Ham 2009; Dastmalchian 2009; Özdemir & Schuster 2011.

Dabei kann die gesellschaftliche Bedeutung der aufgestiegenen Nachkommen von Eingewanderten, und das heißt auch: der aufstrebenden und zukünftigen Leistungsträger und Eliten, kaum hoch genug eingeschätzt werden. Sie sind im doppelten Sinne *unwahrscheinlich erfolgreich*. Ihr steiler und innerhalb von nur einer Generation vollzogener Aufstieg stellt eine außergewöhnliche Leistung dar – im Verhältnis zu ihrer Herkunft sind sie unwahrscheinlich erfolgreich. Mit ihrem Erfolg haben außerdem nur wenige gerechnet: In der ›Aufnahmegesellschaft‹, ihren Schulen, Universitäten, Ausbildungsbetrieben und Unternehmen wurde er keineswegs erwartet. Gerade deswegen und weil sie gegen die vielfältigen Widerstände eines sozial selektiven und Migranten oft strukturell benachteiligenden Bildungssystems erfolgt sind, werfen die Karrieren grundlegende Fragen auf: Auf welchen Wegen haben sich die Kinder der Arbeitsmigrantinnen in den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten mehr oder weniger erfolgreich durch das Bildungssystem und in den Arbeitsmarkt hinein bewegt? Welche Bedingungen haben ihre Aufstiege begünstigt? Und wo wurden Barrieren erfahren?

Antworten auf diese Fragen sind auch deshalb von Bedeutung, weil zu vermuten ist, dass die unwahrscheinlichen Karrieren nicht folgenlos bleiben werden. Die ›Aufsteiger‹ sind Pioniere, ihnen und ihren erfolgreichen Werdegängen kommt eine wichtige Vorbildfunktion zu. Dies gilt zum einen für die konkreten beruflichen Zusammenhänge, in denen sie erfolgreich wurden. Zum anderen können sie andere Einwandererkinder motivieren und für sie als Rollenvorbilder und Vermittler fungieren. Vor dem Hintergrund des stark steigenden Anteils von Kindern und Jugendlichen mit familiärer Zuwanderungsgeschichte in den Schulen und auf dem Arbeitsmarkt kann die erfolgreiche zweite Generation daher eine Schlüsselrolle spielen.

Dieses gesellschaftspolitische Potenzial der Aufsteigerinnen für die Emanzipation und Verbesserung der Lebenslagen in benachteiligten Einwandererfamilien wurde in den vergangenen Jahren auch von Stiftungen, NGOs und Universitäten erkannt. Verschiedene Förder- und Unterstützungsprogramme wurden aufgelegt, von denen hier exemplarisch die Programme ›Young Migrant Talents‹ (Hamburg, Stuttgart, Berlin), ›Junge Vorbilder‹ (verikom, Hamburg), ›MiCoach‹ an der Universität Bremen, ›HoPe‹ an der Universität Osnabrück, der Schüler-Campus ›Mehr Migranten werden Lehrer‹ der ZEIT-Stiftung oder auch die ›Junge Islam Konferenz‹ der Stiftung Mercator genannt seien. Außerdem gibt es eine wachsende Anzahl von Initiativen und Projekten der Erfolgreichen selbst, die sich zum Ziel setzen, ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten gesellschaftspolitisch fruchtbar zu machen. Sie verfolgen dies nicht nur in Bezug auf die Bevölkerungsteile mit Einwanderungsgeschichte, sondern vor allem, um zu einem Wandel der Wahrnehmungen, Bilder und Vorstellungen von migrationsbedingter Vielfalt und dem Zusammenleben in einer pluralen Migrationsgesellschaft beizutragen. Beispiele hierfür sind die Initiative ›DeutschPlus e.V.‹ in Berlin, das ›Zahnräder-Netzwerk‹ oder die ›Neuen deutschen Medienmacher‹. Auch um das gesellschaftliche Veränderungspotenzial der Aufsteiger aus der zweiten Generation abzuschätzen, sind ihre Werdegänge genauer zu studieren.

Dieses Buch untersucht die Bedingungen und Verläufe sozialer Aufstiege und erfolgreicher Werdegänge in Deutschland am Beispiel der Kinder von Eingewanderten aus der Türkei. Sie werden verglichen mit Werdegängen von Personen aus nichteingewanderten Arbeiterfamilien. Bei kaum einer anderen »Migrantengruppe« ist das vorherrschende Bild in den Medien und im gesellschaftlichen Diskurs so stark von »Rückständigkeit« und »Integrationsverweigerung« geprägt wie bei den Türkeistämmigen (vgl. Toprak 2010). Bei ihnen wird das dominante Defizitbild daher durch die wachsende Zahl von Personen in vergleichsweise einflussreichen Positionen (z.B. in Arzt- und Rechtsberufen, als Lehrkräfte, in Unternehmen, als Kulturschaffende und in der Politik) vielleicht am deutlichsten in Frage gestellt.

Unsere Untersuchung nimmt vor allem die Aspekte in den Blick, die im Bildungssystem, auf dem Arbeitsmarkt (bzw. in Unternehmen, Schulen, Verwaltungen etc.), aber auch in den Familien und den zivilgesellschaftlichen und »migrantischen« Netzwerken den sozialen Aufstieg ermöglicht, gefördert oder erschwert haben. Es sind gerade diese auch für politische Maßnahmen bedeutsamen Aspekte, die in der Diskussion um Integration und Teilhabe zu oft vernachlässigt werden.

Das Buch basiert auf der von 2011 bis 2015 durchgeführten »Pathways to Success«-Studie, die im folgenden Kapitel genauer vorgestellt wird. Danach folgen wir den biographischen Werdegängen der Befragten: Wir beginnen mit der Kindheit und Jugend, es folgen die Schulzeit und das Studium sowie der Einstieg in den Beruf und die sich daran anschließende Karriere im Beruf. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit den Folgen der biographischen Erfahrungen und des sozialen Aufstiegs für die Frage der Identität und Zugehörigkeit. Den Abschluss bilden gesellschaftspolitische Schlussfolgerungen, die aus den Analysen gezogen werden können, und ein Ausblick auf zukünftige Entwicklungen in der Migrationsgesellschaft Deutschland.

6.0G

Ch. Gawenda

Kahl/Sack

M.u.E. Svonkov

G. Sowa

5.0G

S.u.N. Jarmos

Dadashloo/Kakvand

A. Elis

Schauer/Sachanowski

4.0G

Türkmen-Cakaralmaz/Cakaralmaz

Montuori/Mazzei

Yelek/Mutlu

N.u.N. Bruti

3.0G

D-A.u.M-V. Calotescu

Cakar

T. Czech

Rosin/Carthy

2.0G

Riggio/Dao

A. Proft

2 ›Pathways to Success‹

1.0G

Panagiotidou/Tsapanidis

J. Martinez

G. Krusche

Goncharov/Torov

Das empirische Material für dieses Buch stammt zum überwiegenden Teil aus dem Forschungsprojekt ›Pathways to Success‹, das in den Jahren 2011 bis 2015 am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück durchgeführt wurde. Das von der Stiftung Mercator geförderte Projekt erforschte die Wege, auf denen es Kindern aus eingewanderten Familien in Deutschland gelungen ist, in attraktive, privilegierte und mehr oder weniger einflussreiche berufliche Positionen aufzusteigen. Als Beispiel dienten die in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Kinder türkeistämmiger Arbeitsmigrantinnen aus den 1960er und 1970er Jahren. Zum Vergleich wurden darüber hinaus die sozialen Aufstiege von Kindern aus Arbeiterhaushalten *ohne* familiäre Migrationserfahrung untersucht. Ziel des Vorhabens war es, die in Deutschland möglichen unterschiedlichen Aufstiegswege, ihre Bedingungen und Folgen zu identifizieren und zu rekonstruieren.

Begrifflichkeiten

›Erfolgreiche Integration‹ ist zwar ein durchlaufender Topos in der deutschen und europäischen Einwanderungsdebatte, lässt sich aber gar nicht so leicht fassen. Selbst wissenschaftliche Publikationen arbeiten häufig mit einem Begriff von ›Integration‹, der eher intuitiv und am normativen Alltagsverständnis orientiert ist: gute Bildung und Arbeit, aber auch eine akzentfreie Beherrschung der deutschen Sprache und gute Kontakte zu ›Einheimischen‹. In wissenschaftlichen Publikationen läuft dies über die Unterscheidung von ›struktureller‹, ›sozialer‹, ›kultureller‹ und ›identifikatorischer‹ Integration. Zudem wird meist davon ausgegangen, dass die verschiedenen Aspekte der Integration miteinander verknüpft sind und aufeinander aufbauen, gute Sprachkenntnisse, ein höherer Bildungsgrad und ein gut bezahlter Job also quasi automatisch zu mehr Kontakten außerhalb der eigenen ›ethnischen Gruppe‹ und einem Mindestmaß an kultureller Anpassung führen würden.⁷ Das Problem ist, dass dies in der Tendenz zwar nicht falsch ist, aber eben bei Weitem nicht auf alle zutrifft. Zudem kann ohnehin nur die strukturelle Teilhabe – darunter wird in der Regel vor allem Bildung, Arbeit und Wohnen verstanden – einigermaßen sinnvoll gemessen werden. Deshalb beschränken wir unsere Untersuchung auf die strukturelle Teilhabe an ›den zentralen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens‹ (SVR 2012: 117) sowie die selbst- und fremdzugeschriebene Zugehörigkeit (Crul & Schneider 2010: 259f.).⁸

7 Grundlage dieser Auffassung von Integration ist im Grundsatz immer noch die auf Milton Gordon (1964) zurückgehende klassische Theorie der stufenweisen Assimilation.

8 Der Begriff ›Integration‹, wie er in der Regel verwendet wird, suggeriert, dass Menschen auch mehr oder weniger stark *in die Gesellschaft* (als Ganze) integriert sein könnten; dazu ist diese aber viel zu komplex. Aus diesem Grund wird in der Systemtheorie der operational präzisere Begriff der ›Inklusion‹ vorgeschlagen (Bommes 1999; Pott 2001a): Weil die moderne Gesellschaft in funktionale Teilsysteme differenziert ist, können Menschen nur in eine Vielzahl von unterschiedlichen gesellschaftlichen Organisationen ›inkludiert‹ werden, die jeweils spezifische ›Teilnahmebedingungen‹ vorweisen – also z.B. als Schülerin in der Schule, Arbeitnehmer im Betrieb, Patientin im Krankenhaus, Wähler in der Politik usw.).

Auch ›Erfolg‹ ist kein einfaches oder gar allgemeingültiges Kriterium. Das gilt allein schon deshalb nicht, weil die Definition von Erfolg im Alltagsgebrauch immer sozio-kulturell beeinflusst ist, durch normative Bewertungen bestimmt wird sowie immer einen Vergleich impliziert: mit eigenen oder gesellschaftlichen Erwartungen, mit den jeweiligen Ausgangsbedingungen oder mit dem sozialen Umfeld. Man kann versuchen, Erfolg durch den Vergleich makrostruktureller Daten wie etwa der Einkommensverteilung, der erreichten Bildungsqualifikationen und ihrer Umsetzung in adäquate Positionen auf dem Arbeitsmarkt ›objektiv‹ festzustellen. Insbesondere in Bezug auf den familiären Hintergrund und das soziale Umfeld ist Erfolg aber immer auch im Verhältnis zum familiären Ausgangspunkt zu sehen. Andere mögliche Definitionen von Erfolg, die z.B. eher vom Grad der individuellen Selbstbestimmung oder der Realisierung von Wünschen oder ›Projekten‹ ausgehen, sind empirisch nur mit einigen Einschränkungen zu handhaben.

Unstrittig ist, dass in der modernen Gesellschaft die Teilhabe an Bildung, der Zugang zu Arbeit und durch Arbeit vermitteltes Einkommen von großer Bedeutung sind. Dies gilt sowohl für eine autonome Lebensführung als auch für die Bewertung von Erfolg. Bildung, Arbeitsmarktzugang und sozialer Aufstieg sind daher Kernthemen in der Migrations-, Integrations-, Bildungs- oder Arbeitsmarktforschung und werden eng mit Erfolg assoziiert (für einen Überblick zum Forschungsstand in Deutschland siehe SVR 2010).

Insbesondere an der deutschsprachigen Debatte fällt allerdings auf, dass Fragen der strukturellen Teilhabe nur selten in längerfristiger, d.h. auch in intergenerationaler Perspektive betrachtet werden. Dabei können Integrationsprozesse erst in der Generationenperspektive sinnvoll bewertet werden, wie dies auch der Blick auf die ›klassischen‹ Einwanderungsländer zeigt (vgl. Bade & Oltmer 2010; Oltmer 2011). Nicht umsonst behandeln die einflussreichen Theorien und Studien in den USA seit Jahrzehnten vor allem die Frage, wie es mit den Kindern und Enkeln weitergeht: Gibt es die ›downward assimilation‹ in die Unterklasse (vgl. auch schon Gans 1992; Portes & Zhou 1993; Portes & Rumbaut 2001) oder doch eher den ›second generation advantage‹ (Waters u.a. 2010)? Und wie geht es dann in der dritten und den folgenden ›Generationen‹ weiter: Stellen sich spätestens hier dann doch die Erfolgsgeschichten ein, wie die ›New Assimilation Theory‹ behauptet (Alba & Nee 1997)? Man muss die oft normative Ausrichtung dieser Theorien nicht teilen, um das analytische Potenzial und zugleich die ›normalisierende‹ Wirkung anzuerkennen, die die längerfristige Perspektive für die Untersuchung von sozialer Mobilität in Einwandererfamilien besitzt. Die Tatsache, dass in der öffentlichen deutschen Debatte die Generationenperspektive bis heute kaum eine Rolle spielt und daher auch zur Entspannung der Debatte nur wenig beitragen kann, darf als Indikator dafür gelten, dass die noch recht junge deutsche Selbstdefinition als ›Einwanderungsland‹ oder ›Einwanderungsgesellschaft‹ noch nicht in allen ihren Konsequenzen verstanden wurde.

Die intergenerationale Perspektive geht davon aus, dass die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe bei den eigentlichen Einwanderern, also der ersten Generation, immer an Grenzen stoßen werden: In der Regel lernen sie die Sprache des Einwanderungslandes nicht mehr akzentfrei; ihre beruflichen Möglichkeiten sind deshalb und aufgrund

fehlender Bildungstitel – oder deren fehlender Anerkennung – deutlich eingeschränkt; ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen werden immer mit dem Herkunftsland verbunden bleiben, zumal meist auch enge Verwandte und geliebte Freunde zurückgeblieben sind. Das sieht bei den Kindern der Migrantinnen, vor allem bei denjenigen, die schon im Einwanderungsland geboren oder zumindest dort von Anfang an zur Schule gegangen sind, ganz anders aus. Für die längerfristige Entwicklung einer Migrationsgesellschaft, die wesentlich von Wanderungsbewegungen aller Art und darunter eben auch Einwanderung geprägt wird, ist es deshalb in hohem Maße relevant, ob und inwieweit für die Kinder und Enkel – also die zweite und dritte Generation – eine volle und gleichberechtigte strukturelle Teilhabe möglich ist und damit auch der intergenerationale Aufstieg im Verhältnis zu den Eltern. Doch während Studien zur zweiten Generation in der internationalen Migrationsforschung inzwischen einen eigenen Forschungszweig darstellen, ist der Begriff in Deutschland weder im öffentlichen noch im akademischen Diskurs sonderlich präsent. In der öffentlichen Debatte wird er, wenn überhaupt, eher als ethnisierende Zuschreibung verwendet, als eine Fortsetzung des ›Migrant-Seins‹ selbst für die Kinder und Enkel von Migranten.⁹

Die erfolgreiche zweite Generation in der Forschung

Ein explizites Interesse an *Aufstiegskarrieren* in der zweiten Generation lässt sich in Deutschland erst ab Mitte der 1990er Jahre beobachten (s. Badawia 2002; Hummrich 2002; Pott 2002). ›Erfolg‹ wird in den seither entstandenen Studien in erster Linie mit *Bildungserfolg* gleichgesetzt, untersucht werden vorrangig Schülerinnen auf dem Weg zum Abitur und Studierende. Andere mögliche Definitionen von Erfolg, beispielsweise auf der Grundlage *beruflicher* Verläufe und eher relationaler oder gar subjektiver Kriterien, finden sich dagegen selten.

Außerdem überwiegt die *individuelle* biographische Rekonstruktion des Bildungsaufstiegs, ohne systematisch auch Kontextfaktoren zu betrachten. So interessieren sich Arbeiten zu bildungserfolgreichen Kindern von Eingewanderten weniger z.B. für nationale oder regionale Besonderheiten des Zugangs zu höherer Bildung und zu bestimmten Berufsfeldern, sondern primär für die erfolgreichen Individuen selbst. Häufig geht dies einher mit einer Kritik an dem noch bis Mitte der 2000er Jahre eindeutig vorherrschenden Blick auf Probleme und Defizite bei Jugendlichen aus Einwandererfamilien und mit einem starken Schwerpunkt speziell auf jungen Frauen.¹⁰ Neben der individuellen Perspektive wird vor allem der *Familie* eine besondere Bedeutung im Aufstiegsprozess zuerkannt. So werden Bildungserfolg und sozialer Aufstieg in der zweiten Generation – auch international –

9 Für eine diesbezügliche kritische Betrachtung des Begriffs ›Migrationshintergrund‹ in der deutschen Integrationsdebatte siehe u.a. Mannitz & Schneider (2014).

10 Siehe z.B. Hummrich 2002; Ofner 2003; Farrokhzad 2007; Behrens & Westphal 2009; Kaya 2011.

häufig als ›Auftrag‹ der Eltern oder als Fortführung des familiären ›Migrationsprojekts‹ beschrieben und interpretiert.¹¹ In der Tat weisen quantitative Studien die vergleichsweise hohen Bildungsaspirationen in Migrantenfamilien nach (für einen Überblick siehe Becker 2010). Einige qualitative Studien konnten wiederum aufzeigen, dass die Vermittlung dieser Aspirationen an die Kinder, z.B. in der Form von starker Bildungsorientierung, eine wertvolle Ressource für erfolgreiche Bildungsverläufe darstellt (z.B. Raiser 2007; Soremski 2010; Tepecik 2011).

Allerdings fehlt in den meisten Studien eine Vergleichsgruppe *ohne elterliche Migrationsgeschichte*, so dass dem ›Migrationshintergrund‹ unausgesprochen eine größere Bedeutung zugemessen wird als etwa den sozioökonomischen Merkmalen des Herkunftsmilieus.¹² Bisher gibt es kaum empirisch fundierte Aussagen darüber, ob und in welcher Hinsicht die Erkenntnisse über die Aufstiegskarrieren in der zweiten Generation spezifisch für den Migrationszusammenhang sind oder ob sie auch, zumindest in wesentlichen Teilen, für Aufsteiger ohne familiäre Einwanderungsgeschichte gelten. Allgemeine Untersuchungen über erfolgreiche Bildungsaufstiege ignorieren wiederum weitgehend die Erfahrungen und Aufstiegspraktiken der Kinder der Eingewanderten.¹³

Eine weitere Einschränkung ist, dass sich nur wenige Untersuchungen dezidiert auch mit *beruflichem* Erfolg beschäftigten. Weder berufliche Einstiege noch berufliche Karrieren im engeren Sinne werden bisher systematisch untersucht. Dabei ist der Bildungsabschluss selbstverständlich immer nur eine erste Etappe, dessen tatsächliche Bedeutung langfristig ausschließlich im weiteren beruflichen Karriereverlauf beurteilt werden kann. Ein Grenzfall ist die Beschäftigung mit dem Zugang in die duale Berufsausbildung. Aber auch hier wird selten über die Ausbildung hinaus geblickt.¹⁴ Eine Ausnahme ist hier der Lehrerberuf, weil es mittlerweile eine wachsende Zahl von Studien über Lehrerinnen mit Zuwanderungsgeschichte gibt. Allerdings liegt der Schwerpunkt in diesen Studien hauptsächlich auf dem professionellen Selbstverständnis und den Erfahrungen im Schuldienst, während erneut die Zugangsbedingungen, Übergänge und Karriereverläufe nur am Rande eine Rolle spielen (siehe dazu Kapitel 6).

Zu den wenigen Untersuchungen, die explizit nach förderlichen Faktoren für erfolgreiche Berufsverläufe fragen, zählen die Studien von Behrensen & Westphal (2009) und Farsi (2014). Sie haben herausgefunden, dass nach dem einmal erreichten Abschluss einer guten Ausbildung oder eines Studiums der Übergang in den Beruf – im Sinne einer der Qualifikation entsprechenden beruflichen Tätigkeit – relativ unproblematisch zu sein

11 Vgl. z.B. für die USA Nicholas u.a. 2008 (›Here is your diploma, mom!‹) und andere Beiträge in Fernandez-Kelly & Portes 2008.

12 Vgl. als Ausnahme El-Mafaalani 2012.

13 Vgl. dazu Luckmann & Berger 1964; klassisch z.B. Hoggart 1972 oder aktueller Kupfer 2015 und Spiegler 2015. Für eine ausführliche Diskussion verschiedener relevanter Studien und Forschungsergebnisse zu Bildungsaufstiegen siehe Lang, Pott & Schneider 2016: 19-30.

14 Siehe für einen Überblick über die jüngere Forschung Linten & Prüstel 2015.

scheint, selbst wenn der Bildungsweg selbst nicht geradlinig verlaufen ist. Neben den Bildungsressourcen (Studienabschlüsse, Noten, Auslandsaufenthalte) wird in beiden Studien insbesondere auf die Bedeutung von sozialem Kapital hingewiesen, also z.B. den Anteil von Akademikern im persönlichen Netzwerk. Und hier spielt die *soziale* Herkunft eine wichtige Rolle, wie der Vergleich von Personen aus Arbeiterfamilien und aus akademischen Elternhäusern zeigt.

Dennoch ist die Gleichsetzung von »Erfolg« mit dem Erlangen eines *akademischen* Bildungsabschlusses zwar aus methodischen Gründen und im Sinne einer einfacheren Objektivierbarkeit nachvollziehbar, jedoch auch eine klare Beschränkung. Berufliche und Aufstiegskarrieren, die auf nicht geradlinigen Bildungsverläufen aufbauen oder gar unabhängig von formalen Bildungsabschlüssen erzielt wurden, finden praktisch keine Beachtung, ebenso wenig wie Faktoren, die nach einem Hochschulabschluss einem erfolgreichen Werdegang im Wege stehen können – eine Beschränkung, deren Tragweite ebenfalls kaum reflektiert wird.

Der Einfluss von lokalen und sozialen Kontexten

Nur wenige Untersuchungen haben bisher systematisch die strukturellen Kontexte und institutionellen Gegebenheiten an den konkreten Orten herangezogen, an denen Aufstiegsbiographien gelingen. Nationale und lokale Integrationsregime oder Bildungssysteme werden selten berücksichtigt – nicht zuletzt, weil in Studien mit ausschließlich nationalem Fokus der lokale Kontext als gegeben angenommen wird. Das ändert sich in der Regel erst, wenn eine Studie international vergleichend angelegt ist. So weist etwa die Studie von Ingrid Tucci, Ariane Jossin, Carsten Keller und Olaf Groh-Samberg (Tucci u.a. 2011) auf der Grundlage von Interviews in Berlin und Paris unter anderem nach, dass die Unterstützung durch Personen außerhalb der Familie (z.B. Lehrerinnen oder Mentoren) und das Wohnen in einer stärker gemischten sozialen Umgebung positive Effekte haben. Auch die unterschiedlichen Bildungssysteme und unterschiedlich organisierten Zugänge in den jeweiligen Arbeitsmarkt in Deutschland und Frankreich zeigen Effekte. So ist in Frankreich zwar der Zugang zu universitärer Bildung für Kinder von Migrantinnen leichter zu erreichen als in Deutschland, der berufliche Einstieg gestaltet sich hingegen häufiger problematisch. Insbesondere jungen Menschen mit schwierigen Bildungsverläufen bietet Deutschland eher als Frankreich die Möglichkeit, Schulabschlüsse und berufliche Qualifikationen nachzuholen.

Noch breiter und systematisch auf den Vergleich von Kontextfaktoren angelegt ist die quantitative TIES-Studie (das Akronym steht für »The Integration of the European Second Generation«), an deren Durchführung das IMIS in Osnabrück beteiligt war. Sie befragte knapp 10.000 Personen in 15 Städten in acht europäischen Ländern zu einer ganzen Reihe verschiedener Aspekte der Lebenssituationen und Werdegänge. Einen besonderen Schwerpunkt bildeten dabei die Bildungs- und Berufskarrieren. Die TIES-Studie betrachtete die im Einwanderungsland geborenen erwachsenen Nachkommen (Altersgruppe 18 bis